Verleihung des Max Frisch-Preises an Ralf Rothmann

Sonntag, 1. Oktober 2006, Schauspielhaus Zürich

Lob der Stille
Dankesrede von Ralf Rothmann

Herr Stadtpräsident,
meine Damen und Herren,

«gehört man zu den Schriftstellern, denen Schreiben noch eher gelingt als Leben, ist man weniger beglückt als verdutzt, wenn man die Folgen sieht: Man soll, zum Beispiel, Reden halten, man soll sich zeigen. Das wird verlangt. Und noch mehr: plötzlich soll man etwas zu sagen haben, bloß weil man Schriftsteller ist.»

So beginnt eine Rede, die Max Frisch vor einem halben Jahrhundert gehalten hat und die in jedem Satz deutlich macht: Wenn einer etwas zu sagen hatte, dann er. Und auch von mir, den Sie jetzt bitte nicht für undankbar halten, weil er findet, daß der eigentliche Preis für einen Schriftsteller niemals eine Urkunde oder eine Geldsumme oder ein Kranz aus Gewürzblättern sein kann, auch von mir wird heute so etwas verlangt. Der Kurzschluß Schriftsteller gleich Redner scheint hierzulande also keiner zu sein, bei dem die Lichter ausgehen, im Gegenteil. Oft schon habe ich die Gabe Schweizer Autoren bewundert, moralische und politische Phänomene aus dem Stegreif auf den Punkt zu bringen im Gespräch, und insgeheim vermutet, daß dies das Resultat einer landestypischen Erziehung sei: Die Schweizer nehmen ihre Autoren eben in die Pflicht, dachte ich, man befindet sich in der Gipfelluft der Aufklärung, gesellschaftliche Verantwortung der Schriftsteller ist hier keine Floskel, und dementsprechend geschult und geschliffen sind ihre Reden.

Ich dagegen kann nichts aufklären; mir ist selbst kaum etwas klar. Ich habe auch nichts zu sagen, schon gar nichts Neues; ich könnte hier und da etwas erzählen und sehe seit Jahren mit einiger Beschämung, daß viele meiner Texte, jedenfalls die besseren, klüger sind als ihr Autor. – Als ich jung war und stolz, hätte ich es nicht ertragen, daß die Zumutungen und Kränkungen des Lebens umsonst sein sollten; also habe ich Literatur daraus gemacht, einen Ort zeitweiser Versöhnung mit mir und meiner Umgebung, einen Freiraum für Träume, an

dem man von Herzen ungestraft lügen kann und am Ende, wenn es gutgeht, doch die Wahrheit gesagt hat.

Ich bin Max Frisch leider nie begegnet, aber ich hörte oft und kann es mir auch vorstellen, daß er recht wortkarg gewesen sei, ein stiller Mensch. Trotzdem gäbe es wohl ein paar Punkte, über die man halbwegs unbefangen miteinander sprechen könnte. Der gemeinsame Verlag zum Beispiel. Oder unsere anderen Berufe: Er war gelernter Architekt, ich bin gelernter Maurer. Doch das lassen wir lieber. Er war sicher ein brillanter Architekt, und ich war genau der Maurer, der brillante Architekten zur Weißglut bringt, weil er sich nicht kümmert um Pläne und Termine und mal wieder verschwunden ist, um irgendwo ein Reclam-Heft zu lesen, *Biedermann und die Brandstifter* etwa.

Wie viele habe ich als junger Mensch die Bücher Max Frischs mehr als Lebenshilfe empfunden denn als Literatur, wie viele blickte ich staunend auf von seinen Seiten und dachte: «Wieso kennt der mich so genau?» Ich bewunderte seine intellektuelle Kraft und publizistische Energie, und manchmal ging er mir auch etwas auf die Nerven mit der allzu durchschaubaren Manie, Frauen verstehen zu wollen, mit seinen Fragebögen und jener Gründlichkeit, die man nur deswegen gerade noch ertrug, weil sie keine deutsche war. Doch irgendwo auf den vielen hundert Seiten seines Werkes gibt es einen Satz, den ich nie mehr vergessen habe; das heißt, er blieb nicht einfach im Gedächtnis; er legte sich mir wie ein Wasserzeichen auf die Seele. Ich kann jetzt nicht sagen, wo er steht, ich habe ihn nicht wiedergefunden; aber selbst wenn er ihn gar nicht geschrieben hätte, wäre dieser Satz von Max Frisch: «Man muß das Vollkommene wollen, sonst verblödet man.»

Starke Worte, und ob sie nun gemeint waren als Bekenntnis des Künstlers oder als moralische Forderung – ihre schöne, weil menschlich warme Unerbittlichkeit richtet einem das Rückgrat auf und vertieft das Tun, selbst wenn man nur einen Apfel schält. Man muß das Vollkommene wollen – wohl wissend, daß es das gar nicht gibt? Man muß es wollen, und dafür spricht schon, daß sich die Frage nach dem Warum seltsam blaß und kraftlos ausnimmt vor diesem Satz.

Ich habe mir Max Frisch immer als einen sehr einsamen Autor vorgestellt, einen bis ins Kleinste konzentrierten und zusammengenommenen, an dem es nichts Ausgelassenes gibt. Angesichts der Großartigkeit vieler seiner Bücher ist die Vorstellung, daß er, zum Beispiel, mit einer dampfenden Bratpfanne in der Hand durch die Küche tanzt oder Fratzen schneidet vor dem Spiegel, eine nahezu blasphemische. Trotzdem war der innerste Antrieb seines Tuns die von ihm sogenannte Machlust, die Freude: «Man freut sich seiner Muskeln, man

freut sich, daß man gehen kann, man freut sich des Lichtes, das sich in unseren dunklen Augen spiegelt, man freut sich seiner Haut und seiner Nerven, die uns so vieles spüren lassen, man freut sich und weiß mit jedem Atemzug, daß alles, was ist, eine Gnade ist», heißt es in den Tagebüchern.

Und doch hat er, wie viele andere seiner Generation, diese Freude immer wieder selbst durchkreuzt, indem er sich Zeitgenossenschaft auferlegte und um Einfluß bemüht war in tagespolitischen Dingen – auch wenn er es naiv fand, Moral als einen Faktor der Politik zu betrachten oder gar vorauszusetzen. Zu allen wesentlichen Problemen der Zeit etwas zu sagen zu haben mit Lust an der genauen oder gar vollkommenen Formulierung, das war sein Eros. Aber es war einer mit traurigen Augen, denn er wußte natürlich, daß ein Schriftsteller daran vorbeischreiben sollte, daß sprachliche Gestaltung etwas ist, das sich erst im Kopf oder besser noch im Herzen des Lesers vollendet und daher nicht mit fixen Formulierungen abgebunden werden darf; Formulierung kann auch ein Mittel sein, um sich Erfahrungen vom Leib zu halten. Aber er wollte eben nicht nur als Künstler, er wollte auch als Mitbürger leben.

«Man muß das Vollkommene wollen …» Zur Verwirklichung dieses Numinosen steht dem Schriftsteller ein denkbar unvollkommenes Material zur Verfügung, und selbst wenn ihm die Begabung gnädig ist in helleren Momenten und ihm Sätze erlaubt wie den zitierten, wird er der letzte sein, der sein Werk am Ende als geglückt oder gar vollkommen bezeichnet. Das liegt nicht wenig an der Natur der Sprache und ihrem Verhältnis zu dem, was wir Wahrheit nennen; die ist bekanntlich flatterhaft, und wenn sie sich in Worte fassen läßt, hat sie meistens schon ihre Unschuld verloren.

Sprache ist ihrem Wesen nach Dualität; wir können ein Wort sagen, oder wir können es nicht sagen; etwas anderes bleibt uns gar nicht übrig. Damit ist aber auch klar, daß sie nicht alles beinhalten kann, daß wir mit dem Gesagten anderes ausschließen. – Literatur nun ist, wenn dieses Andere trotzdem gegenwärtig bleibt, wenn es mitklingt auf eine Weise, die uns bei aller Vernehmlichkeit traumhaft vorkommt und uns das Gefühl innerer Entzweiung nimmt. Darum ist der Zustand des Lesens oft so beseligend, denn wir vollbringen ohne große Mühe das Unmögliche, wir vereinigen das sogenannte Subjekt mit dem sogenannten Objekt: Wir sind völlig konzentriert, ganz da – und gleichzeitig ganz woanders.

Doch nach diesem Empfinden der Einheit scheint es keine allzugroße Sehnsucht mehr zu geben; wir sind es ganz zufrieden, unsere Einzelteile im Fernsehen zu sehen, uns mit Sprach-Chips und Textbausteinen zuzuschütten und Bücher zu lesen, die kaum mehr sind

als Tütenkino. Und wenn wir uns einmal länger als einen Mausklick lang in die Augen blicken, sehen wir auch nichts anderes darin als zuvor: die nackte Angst vor dem Ende der Talkshow, wenn die Scheinwerfer ausgehen und nichts mehr zu hören ist, kein Laut, wenn wir erkennen müssen, daß unser Leben ein Geschwätz gewesen ist, eine giftige Strahlung, ein Traum, der sich im Träumer geirrt hat.

Rings um uns passieren Dinge, die wir nicht mehr begreifen und die uns angst machen – und vor Angst flüchten wir in eine Scheinwelt, ein virtuelles Leben, ein Mediengeschehen, weil wir uns da sicher wähnen. Was wir in gewisser Weise auch sind. Aber wir sind nicht mehr lebendig. Wir sind Menschen voller Bewußtseinsinhalte, die wir gar nicht erfahren haben, so daß wir auf die wirklichen und essentiellen Erfahrungen des Lebens hysterisch oder panisch oder aggressiv reagieren. «Das Radio überzeugt mich von hundert Dingen, die ich nie sehen werde», schrieb Max Frisch bereits 1947. «Oder wenn ich sie dann einmal sehe, kann ich sie nicht mehr sehen, weil ich ja schon eine Überzeugung habe, das heißt: eine Anschauung, ohne geschaut zu haben. Die meisten unserer Begriffe, wenn sie konkret werden, können wir gar nicht ertragen; wir leben über unsere Kraft. Es wird mir übel, wenn vor meinen Augen ein Schwein geschlachtet wird mit blankem Messer, ich habe dann gar keine Lust auf Schinken; sonst schätze ich ihn sehr.»

Wir leben über unsere Kraft, und das hat wesentlich mit der Sprache zu tun. Die täglich von uns gesprochene ist die der Information und Kommunikation, eine zweckbestimmte, deren poetischer Glanz sich bekanntlich in Grenzen hält, und auch Max Frisch wollte ja kommunizieren mit dem Leser, mit der Öffentlichkeit, die er als Partner sah oder zu sehen versuchte in der anfangs zitierten Rede. Das wäre heutzutage frappierend, setzte es doch den Glauben voraus, daß die zu einem Medienmonster mutierte Öffentlichkeit überhaupt einen Partner will, sich überhaupt befassen will mit so etwas wie einem Schriftsteller und seinen Ansichten. Und auch das Wort Kommunikation, von Max Frisch noch im humansten Sinn gebraucht, hat seit damals beträchtlich an Unschuld verloren. *Mitteilen, teilen, gemeinschaftlich machen* – das ist sein eigentlicher Wortsinn; aber was teilen wir noch außer der zunehmenden Ohnmacht vor den Menschen und Strukturen, die über Arbeit oder Arbeitslosigkeit, über gute oder schlechte Luft, über Freund und Feind und Krieg und Frieden entscheiden. Und *unterrichten*, *bilden*, *eine Gestalt geben* ist der Wortsinn von Information, doch wenn ich mir so eine von den üblichen Informationen geformte Gestalt ausmale, sei es nun als innerer oder äußerer Mensch, sehe ich ein schrundiges und verbeultes Ungetüm vor mir, ein Wesen, das sich abhanden gekommen ist im Datenstrom, müde vor nutzlosem Wissen, gefangen im Realitätsprinzip und den Normalkategorien des alltäglichen Bewußtseins, dumm vor Intelligenz. Und die das halbwegs durchschauen, die etwas

Reflektierteren, schmoren in einer Marinade aus Skepsis und Zynismus und halten das für das Leben.

Daß uns mit Hilfe von Informationen die Tatsachen vorenthalten und wir mit Fakten hinters Licht geführt werden und daß Kommunikation, die man in Talkshows oder Chatrooms kaltstellt, kaum wirkungsvoller sein kann als ein vielstimmiger Monolog, scheint niemanden mehr zu stören. – Ich habe ein Kundenprofil, ein Nutzerprofil, ein Täterprofil, ein Opferprofil, ein Patientenprofil, und auch wenn ich keinen Fernseher besitze und seit fünfundzwanzig Jahren keine Zeitungen lese, bin ich zwangsläufig informiert. Was ich aus den Augenwinkeln sehe oder mit den Rückseiten der Ohren höre, reicht aus, um zu wissen, was man wissen muß, um mitreden zu können; und da ich kaum je mitreden will, eigentlich nie, reicht es aus, zu wissen, daß man mich noch nicht in die Luft gesprengt hat. Die Wahrheit – zum Beispiel, daß der Terrorismus der Bombenleger und Selbstmordattentäter von heute ein Reflex des smarten Terrorismus ist, den man in den Machtzentralen der abendländischen Welt kultiviert und Außen- und Entwicklungspolitik nennt – steht sowieso erst in den Geschichtsbüchern von morgen.

Die Schriftsteller meiner Generation, der um 1953 geborenen, sind seltsam lange jung geblieben – oder haben lange Angst davor gehabt, erwachsen zu werden. Man weiß es nämlich nicht besser und will auch nicht so tun, auch nicht vor laufenden Kameras, man mißtraut dem Wunsch nach Antworten, man ist allenfalls behilflich, die Fragen an das Leben etwas genauer zu stellen. Sich einzumischen à la Frisch, auf den Tisch zu hauen à la Frisch, mutige und markante Reden zu schreiben und die Mitbürger und ihre Moderatoren gegen sich aufzubringen mit dem Beharren auf einer Vernunft, die nicht politisch korrektes Talkmaterial hervorbringt, sondern Menschenlaute, dazu ist man möglicherweise nicht mehr naiv genug – wobei ich das Wort naiv hier in seiner besten Wortbedeutung verstanden wissen möchte, nämlich als natürlich und ursprünglich: Man hat eine gewisse Gelenkigkeit im Ausdruck, man hat Sprachkraft und stellt sie den Belangen derjenigen zur Verfügung, die zwar wissen, was sie leiden, es aber nicht formulieren können – was könnte edler sein. Doch angesichts der politischen, ökonomischen und ökologischen Ungeheuerlichkeiten heute wäre die aufzubringende Naivität des engagierten Autors so groß, daß er sie ohne Pose nicht durchhalten könnte – einer Pose, mit der er sich selbst in die herrschende Diskursmaschine einschraubt und von Kongreß zu Kongreß reist, um Verlautbarungen zu produzieren, an die er immer weniger glaubt. Und am Ende haben wir dann den Typus des Großschriftstellers, der gar nicht mehr fühlt, wie gewissenlos und zynisch er ist, ein Floskel-Designer, der Öffentlichkeit nicht als Partner, sondern als Instrument betrachtet und genau weiß, welche

Tasten er anschlagen muß, um welche Orchesterstürme zu entfachen. Oder welches Kassenklingeln.

Von diesen Unsäglichen unterschied und unterscheidet sich Max Frisch natürlich wesentlich, weil er immer auch wußte, daß es mit den Antworten auf die Probleme der Zeit nicht getan ist, daß sie schon falsch oder halbwahr sind als Antworten, daß das große Ganze geheimnisvoll bleibt. «Es stimmt nie, was ich denke», lesen wir im *Tagebuch*, «nie länger als einige Stunden oder höchstens einen Tag lang.» Aber genau diese Einsicht ist es, die einen Menschen lebendig erhält bis zum Ende seiner Jahre. Und so wie jemand, der einen Ort braucht, ein Land, eine Nation, um sich zu Hause zu fühlen, gar nicht richtig auf der Welt ist, so ist ein Autor, der das Zeitgeschehen für die Wirklichkeit und diese für die Wahrheit hält, gar nicht bei sich.

Denn sein Eigentliches ist die Wahrhaftigkeit oder sollte es doch sein, und die liegt letztlich in seiner Sprache, seiner Poesie, die im allumfassenden Kommunikationstaumel vielleicht nur noch von wenigen gehört werden mag, die aber doch vorhanden ist mit all ihren Möglichkeiten für jeden. Denn denken und formulieren kann man immer nur das Denkbare; in der Dichtung aber scheint auf, was sich nicht sagen läßt. Es gibt mindestens zwei Lebensbereiche: den alltäglichen und den geheimnisvollen, und da, wo sie sich überschneiden, entstehen Zeichen, entsteht Poesie; im poetischen Satz ist die Welt für einen kurzen Augenblick am rechten Fleck, und der kennt keine Dualität und damit keine Entfremdung. Darum ist Poesie die Grundverfassung, der Elementarzustand unseres Lebens, der Bereich, in dem sein Herz schlägt und nicht der flache Puls der Prinzipien.

Aber die Empfänglichkeit für das Poetische ist immer auch die für dessen Voraussetzung. Wir haben uns daran gewöhnt zu sagen, daß der Schriftsteller sich ausdrückt. In *Ausdruck* klingt jedoch schon Mutwillen an und Gewalt; was wirklich an den Tag will, ans Licht, das muß man nicht drücken: Es geschieht, es wächst, es blüht – jeder, der schreibt oder malt oder komponiert, macht diese Erfahrung. Es ist tatsächlich eine Gnade, es kommt uns zu – am wunderbarsten dann, wenn wir gar nicht daran denken, wenn wir unsere Vorstellungen und Konzepte für einen Augenblick vergessen und, zum Beispiel, einen Apfel schälen. Es kommt uns zu aus der Stille, dem Schweigen, denn man muß absehen von der Sprache, damit die Welt wieder zu einem spricht.

Das klingt vielleicht paradox, besonders, wenn es ein Schriftsteller sagt, doch wir sind konditioniert bis ins Kleinste, wir sind noch gerastert, wenn wir ausrasten, und unsere materialistische Grundhaltung, die auch die Sprache nicht verschont, hat uns vergessen

lassen, daß nichts, aber auch wirklich gar nichts einen Namen hat, daß es Innen und Außen eigentlich nicht gibt und daß der Körper in der Seele wohnt, nicht umgekehrt.

Nur die Stille bringt es uns wieder bei. «Die Tümpel des Wattenmeeres gleißen wie Scherben unter dem Mond», schrieb Max Frisch an einem Feldrand an der Nordsee. «Der Leuchtturm, der bei jedem dritten Atemzug meinen warmen Heuhaufen bescheint, hat etwas rührend Arbeitsames in dieser großen Stille. Ein anderer blinkt drüben an der dänischen Küste, aber sehr winzig. In einer Umzäunung weiden zwei Pferde. Oft hält man den Atem an, als müsse jeden Augenblick etwas Unglaubliches geschehen. Ein Pferd hat sich geschüttelt, weiter nichts. Eine erregende, unerlöste Stille, wie sie einem Engel vorausgehen müßte …»

Aber auch nach so einem Erlebnis der Stille scheint es, wie nach dem der Einheit, immer weniger Sehnsucht zu geben. Zwar wird der Lärm in den Statistiken als Ursache Nummer eins für das Gefühl mangelhafter Lebensqualität in den Städten genannt, doch kaum jemand trägt dazu bei, ihn zu verringern, im Gegenteil. Das Wort *Lebensqualität* ist ja eigentlich schon ein Kreischen, und so wie Geld immer alles zerstört, auch das Bewußtsein dafür, daß es alles zerstört, so zersetzten die Geräusche nicht nur die Stille, sondern auch das Bedürfnis danach. Irgendwann können wir nicht mehr still sein, also wollen wir es auch nicht, und selbst wenn alle Gesprächspartner gegangen und alle Apparate und Bildschirme ausgeschaltet und alle Türen und Fenster geschlossen sind, hört das Geplapper im Innern nicht auf, und wir fragen unser Handy, wer wir sind.

Doch Stille, der klare Grund aller Erscheinungen, also auch unserer Kontur, Stille ist nicht nur die Abwesenheit oder das Atemholen der Geräusche, sie ist nicht einmal still, und so wie ein völlig tauber Mensch es fühlt, wenn plötzlich Mozarts Musik gespielt wird, so ist auch für den, der Ohren hat, in der Stille eine Harmonie, die nicht aufzuwiegen ist von Poesie oder ihrer Sprache, einer beglückenden Assonanz etwa oder dem zartbronzenen Klang eines Genitivs. In der Stille offenbart sie sich am deutlichsten, die Idee der Vollkommenheit, denn unser Dichten und Denken ist letztlich immer nur Abgrenzung; sich der Stille überlassen aber heißt Weite gewinnen, innere Freiheit.

Ich nehme an, es gibt kaum jemanden, der die Erfahrung der absoluten Stille noch nicht gemacht hat. Es widerfährt einem nicht oft im Leben, und immer geschieht es unvermutet und meistens an ganz gewöhnlichen Plätzen mitten im alltäglichen Getriebe, daß einem plötzlich der Atem stockt und man erstarrt, weil man sich angesprochen fühlt von dieser Stille, die so verdichtet ist, daß man glaubt, sie berühren zu können; die so nachdrücklich den eigenen Namen verschweigt, daß man ihn hört. Für mich sind es immer dieselben Orte

– ein Hügel bei Leonberg im Schwäbischen, ein Straßenstück in dem brandenburgischen Dorf Chorin und eine ganz bestimmte Stelle der Breestpromenade in Berlin –, an denen sie vernehmlich wird, und jeder, den ich dorthin führe, hat ein ähnliches Erleben. In der Stille artikuliert sich das Unaussprechliche, und genau das empfindet man an solchen Orten zwischen den Zeilen und jenseits der gewöhnlichen Geräusche, zu denen ja auch die Sprache gehört. Man fühlt sich zurechtgerückt vom Geheimnis. Man wird entziffert.

Mahatma Gandhi hat irgendwo einmal gesagt, daß der Auftrag eines jeden Menschen vor der Schöpfung lautet: ein Heiliger werden, nicht mehr und nicht weniger! Es wird kaum einem von uns gelingen, klar, nicht einmal ansatzweise, aber bei dem Zustand der Welt, also dem unserer Herzen, leuchtet es ein, daß wir es versuchen müssen, jeder auf seine Art. Denn man kann auf die Dauer nicht existieren ohne das leibhaftige Gefühl der Einheit mit allem, also dem All, man wird zum Krüppel an Körper und Seele, und es hilft einem nichts, wenn man es zeitlebens kaum bemerkt. Wir müssen das Vollkommene wollen, sonst verblöden wir. Und auch wenn es nicht gelingen kann, wenn unsere Gedanken und Werke niemals vollkommen sein werden – unser *Bemühen* kann es sein. Und das ist die Rettung.

Ich bedanke mich bei den Bürgern der Stadt Zürich, bei der Max Frisch-Stiftung und der Jury für diesen Preis, herzlichen Dank auch Ihnen, liebe Ursula März – und mehr als sich sagen läßt, also ganz im stillen, danke ich Max Frisch.

Abgedruckt in Ralf Rothmann: Vollkommene Stille. Rede zur Verleihung des Max Frisch-Preises am 1. Oktober 2006 in Zürich. Mit der Laudatio von Ursula März. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 21-44.
Veröffentlicht mit freundlicher Zustimmung des Suhrkamp Verlags.